

Gershom Scholem

Von Berlin
nach Jerusalem

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 555 der Bibliothek Suhrkamp

Gershom Scholem (1897-1982) hat sich zu seinem 80. Geburtstag selbst das schönste Geburtstagsgeschenk geschaffen: seine Jugenderinnerungen an das jüdische Milieu im noch stillen Berlin des beginnenden 20. Jahrhunderts. Im Stil eines Chronisten, gelassen, souverän, heiter, witzig, jeder Satz fak-
tengesättigt, beschreibt er seine Herkunft und Kindheit, seine Familie, das Schicksal der vier ungleichen Brüder, Begegnungen mit den später groß gewordenen Geistern der Zeit und dann den Weg des jungen Juden von Berlin über Jena, Bern, München, Frankfurt nach Jerusalem. »Mir erschien dieser Weg als sonderbar direkt und von klaren Wegzeichen erhellt, anderen – meine eigene Familie eingeschlossen – erschien er oft genug unbegreiflich, um nicht zu sagen ärgerlich.«

Gershom Scholem
Von Berlin nach Jerusalem

Jugenderinnerungen

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1977

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24065-6

*Dem Andenken meines Bruders Werner
geboren im Dezember 1895 in Berlin
ermordet im Juni 1940 in Buchenwald*

Inhalt

Herkunft und Kindheit (1897-1910)	
9	
Jüdisches Milieu	
33	
Jüdisches Erwachen (1911-1914)	
51	
Student in Berlin (1915-1916)	
80	
Pension Struck (1917)	
109	
Jena (1917-1918)	
124	
Bern (1918-1919)	
137	
München (1919-1922)	
149	
Noch einmal Berlin und Frankfurt (1922-1923)	
180	
Jerusalem (1923-1925)	
203	

Herkunft und Kindheit

Wenn ich einige Erinnerungen aus meinen Jugendjahren bis 1925, als ich Dozent an der neu gegründeten Hebräischen Universität in Jerusalem wurde, niederschreibe, weiß ich natürlich, daß an dergleichen aus der Feder Berliner Kinder kein Mangel ist, wenn ich es auch kaum gelesen habe. Aber das Besondere wäre in meinem Fall wohl, daß ich von dem Weg eines jungen Juden sprechen will, dessen Weg aus dem Berlin meiner Kindheit und Jugend nach Jerusalem und Israel führte. Mir erschien dieser Weg als sonderbar direkt und von klaren Wegzeichen erhellt, anderen – meine eigene Familie eingeschlossen – erschien er oft genug unbegreiflich, um nicht zu sagen, ärgerlich.

Ich stamme aus einer Berliner Judenfamilie, die bis zum zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in Glogau in Niederschlesien («Großglogau») saß und vor etwa 160 Jahren teilweise nach Berlin kam. Der Name Scholem, der bei aschkenasischen Juden als Vorname sehr verbreitet war – er stellt die aschkenasische Aussprache des hebräischen Wortes Schalom, »Friede«, dar – ist als Familienname außerordentlich selten. Im Laufe meines Lebens bin ich nur auf drei andere Familien Scholem gestoßen, die nicht mit unserer verwandt waren, eine aus Oberschlesien, eine aus St. Ingbert in Baden und eine aus Neustadt bei Kaiserslautern, in der der Dichter Guillaume Apollinaire einige Jahre Hauslehrer war. Als das preußische Judenedikt von 1812 unter anderem bestimmte, daß alle Juden feste Familiennamen anzunehmen hatten,

um den ständigen Wechsel der Namen im Lauf der Generationen zugunsten geordneter Matrikelführung abzuschaffen, wurde mein Ururgroßvater angeblich auf dem Rathaus nach seinem Namen gefragt. Er verstand nicht recht und antwortete »Scholem«, was der Beamte als Familienname eintrug. Als er ihn darauf nach seinem Vornamen fragte, sagte er nochmals ungeduldig »Scholem«, und so kamen wir zu diesem Familiennamen. In anderen Dokumenten habe ich ihn als Scholem Elias erwähnt gefunden, das heißt als Scholem, Sohn des Elias. Im Salon unserer Wohnung hing in meiner Kindheit ein Ölbild seiner Frau Zipporah Scholem, der Großmutter meines Großvaters, das entweder 1821 oder 1831 gemalt war und große Familienähnlichkeit mit den mir bekannten Scholems hatte. Noch jetzt hängt es bei meinem ältesten Bruder in Sidney. Es wurde erzählt, das Bild sei von einem Verwandten in Glogau gemalt worden, der an den Freiheitskriegen teilgenommen hatte. Sie thronte wie eine echte jüdische Matriarchin. Im »Berliner Zimmer«, wie das große Durchgangszimmer, das vor allem auch als Eßzimmer diente, in den damals üblichen bürgerlichen Wohnungen hieß, hingen die Photographien der Großeltern und Urgroßeltern, und daneben ein Gruppenbild meiner Mutter mit ihren Freundinnen, mit der heute eher seltsam anmutenden Unterschrift »Israelitischer Jungfrauenverein Charlottenburg 1888«. Über solche Inschrift lachte damals niemand. Die meisten dieser jungen Damen bildeten auch später den Freundeskreis meiner Mutter. Als die letzte Jungfrau am Anfang der neunziger Jahre heiratete,

löste sich der Verein auf natürliche Weise auf.

Als ich Ende 1897 zur Welt kam – in Altberlin an der Friedrichsgracht, nicht weit vom Spittelmarkt nach Osten, wo jetzt nur noch eine Anlage mit Sträuchern und Bänken statt der zerbombten Häuser zu finden ist –, war meine Familie schon drei Generationen in Berlin ansässig, wohin mein Urgroßvater, der schon 1845 starb, nicht lange nach den Freiheitskriegen übersiedelt war.

Sie hatte den Weg von der traditionellen jüdisch-orthodoxen Lebensweise der schlesischen und poseschen Juden, die die überwältigende Majorität der Berliner Judenschaft bildeten, bis zur weitgehenden Assimilation an die Lebensart der Umgebung zurückgelegt. Glogau war im 18. Jahrhundert die größte jüdische Gemeinde in Schlesien, und meine anderen Vorfäter väterlicherseits stammten aus kleinen Städten, wie Beuthen an der Oder, Auras und Köben. Das ist nicht weiter verwunderlich. In Breslau nämlich durften bis zu dem schon erwähnten Judenedikt von 1812, das den Juden aus denjenigen Provinzen, die schon vor den Teilungen Polens zu Preußen gehört hatten, gewisse bürgerliche Rechte, vor allem das wirtschaftlich entscheidende der Freizügigkeit verlieh, keine Juden wohnen. Ausgenommen waren davon nur die Inhaber eines sogenannten Generalprivilegs des Königs von Preußen, das heißt ein paar reiche Familien (und deren freilich sehr zahlreiche jüdische »Bedientenschaft«), die sich besonders stark und erfolgreich an der merkantilistischen Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen beteiligt hatten, eine Initiative,

die von den preußischen Behörden gern gesehen und unterstützt wurde. Die Masse der Juden saß auf dem Lande und in Städtchen, aus denen sie dann in der folgenden Generation zu einem beträchtlichen Teil nach Breslau und Berlin strömten. Die Vorfahren meiner Mutter, die Hirschs und Pflaums, kamen aus einem kleinen Ort Reetz im äußersten nordöstlichen Winkel der »Neumark« und aus den großen jüdischen Gemeinden Rawitsch und Lissa in der Provinz Posen. Meine Mutter sprach aber niemals von der Provinz Posen, sondern stets vom »Großherzogtum« schlechthin, in lebendiger Erinnerung an die Sonderbestimmungen, denen bis 1847-48, also in der Jugend ihrer Eltern, die Juden aus dem unter Napoleon gebildeten »Großherzogtum Warschau«, soweit sie in dessen auf dem Wiener Kongreß an Preußen zurückgegebenen Teilen wohnten, noch unterworfen waren. Das war auch die Herkunft all der Familien, mit denen meine Eltern oder deren Verwandte umgingen und sich verschwägerten. Die Großmutter meines Vaters – aus Esther Holländer war Ernestine Scholem geworden – hatte nach dem frühen Tod ihres Mannes in der Klosterstraße in Altberlin, nicht weit vom Gymnasium zum Grauen Kloster, ein jüdisches Restaurant, was man damals eine koschere Garküche nannte. Mein Vater pflegte, wenn er auf solche Dinge zu sprechen kam, zu erzählen, daß alle Schwiegerväter seiner Brüder als junge Burschen in der Garküche seiner Großmutter gegessen hätten, als sie aus Posen und Schlesien anrückten, und so seien die Familienbekanntschaften entstanden, vor allem auch die enge Freundschaft mit

den Eltern meiner Mutter. Als Kind führte uns mein Vater einmal vor das Haus, wo die Großmutter gelebt und gekocht hatte. Von der koscheren Wirtschaft war bei uns nichts mehr übriggeblieben. In dem Milieu, in dem ich groß geworden bin, führte nur noch ein alter angeheirateter Onkel meines Vaters bis zu seinem Tode mit seinen drei ehelosen Töchtern ein streng koscheres Haus. Ich habe ihn noch 1910, an seinem 80. Geburtstag, über unsere Vorfahren ausgeholt.

Meine väterliche Familie hatte durch drei Generationen, von 1861 bis 1938, eine und später zwei Buchdruckereien in Berlin. Ich besitze noch heute das Gesellenstück meines Großvaters, das er 1858 zu setzen hatte, nach langjähriger Ausbildung als Lehrling und Gehilfe in verschiedenen Druckereien. Das waren die *Poetischen Schriften* eines völlig vergessenen Landsmanns von Thomas Mann, des Friedrich Heimbertssohn Hinze, die 1859 erschienen.

Mein Onkel besaß auch noch ein jüdisches Gebetbuch, das mein Großvater gesetzt hatte. Mein Großvater, der in Berlin 1833 geboren war und noch eine streng jüdische Erziehung in seinem Elternhaus und im Waisenhaus der jüdischen Gemeinde erhalten hatte, verkörperte in seiner Person den Übergang der Juden in die deutsche Zivilisation. Er hieß, wie das in jüdischen Familien weitgehend Sitte war, nach seinem verstorbenen Großvater, also Scholem Scholem. Der Standesbeamte weigerte sich aber, diesen Vornamen in den Geburtsschein, dessen Original ich noch besitze, aufzunehmen, und man einigte sich nach ziemlichem Palaver auf eine sozusagen eingedeutschte Form, näm-

lich den Namen Solm, den aber niemand benutzte. Als mein Großvater in den fünfziger Jahren ein begeisterter Wagnerianer wurde, nannte er sich von da an Siegfried Scholem, und unter diesem Namen wurde seine Buchdruckerei auch ins Handelsregister eingetragen. Auf seinem Grabstein, der noch auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee steht, heißt er im hebräischen Text noch immer Scholem Scholem, auf der deutschen Vorderseite dagegen Siegfried. Auf dem Grabstein meines Vaters (1925) gab es schon kein Hebräisch mehr.

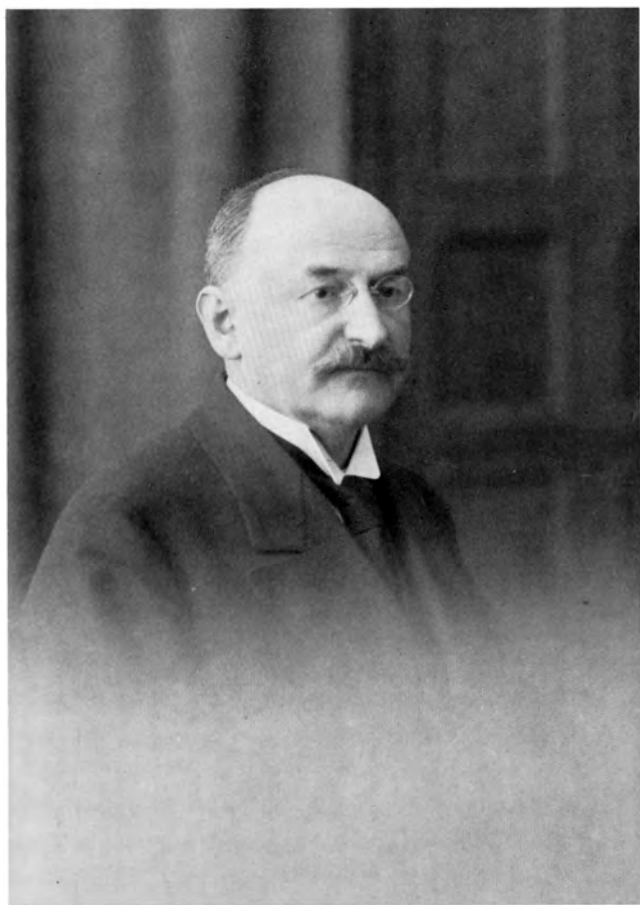
Mein Vater Arthur hatte ebenfalls in Berlin, wo er 1863 geboren wurde, eine lange Lehr- und Gesellenzeit in einer größeren Buchdruckerei durchgemacht und in den frühen achtziger Jahren auch ein Jahr als Setzer in London gearbeitet, wo er bei einem Onkel wohnte. Ein Zweig der Familie war um 1860 nach London ausgewandert, und es bestanden bis in meine Kindheit Beziehungen dorthin. 1883 kam der junge Scholem mit einem wallenden Vollbart zurück, der später einem wilhelminisch emporgezwirbelten Schnurrbart Platz gemacht hat. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges pflegte er jeden Sonntag in ein Café an der Gertraudenbrücke zu gehen, wo er zwei Stunden den *Manchester Guardian* las, der seine Anschauungen mindestens ebenso bestimmte wie das *Berliner Tageblatt*, das bei uns gehalten wurde. Nach der Rückkehr aus England trat er in den Betrieb seines Vaters ein, um dessen Erweiterung er sich sehr bemühte. Vater und Großvater, die beide von jähzorni-

gem Temperament, sonst aber ganz verschieden waren, kamen nicht sehr gut miteinander aus. Bald nach der Heirat meines Vaters (1890) machte er sich 1892 mit einem anfangs kleinen und mit beträchtlichen Schwierigkeiten kämpfenden Betrieb selbständig. Nicht lange nach dem vierzigsten Lebensjahr wurde er herzkrank und pflegte jedes Jahr eine längere Kur in Bad Nauheim durchzumachen, während welcher Zeit meine Mutter, die von Anfang an die Buchhaltung besorgt hatte und auch über Prokura verfügte, das Geschäft leitete. So mußte in den Jahren, in denen ich heranwuchs, auf die Herzkrankheit meines Vaters Rücksicht genommen werden, und wir wurden angehalten, ihm nach Möglichkeit Aufregung zu ersparen. So kam es, daß der Zusammenhang zwischen ihm und uns Kindern nicht besonders eng war und mein Vater Befriedigung in seiner Tätigkeit in den Berufsorganisationen und der Krankenkasse der graphischen Gewerbe fand, der er mehr als fünfundzwanzig Jahre hindurch viel von seiner freien Zeit widmete. Von Statur war er klein und untersetzt, kurzsichtig und schon mit vierzig ganz kahl, was wir alle von ihm geerbt haben.

Auch meine Mutter war nur mittelgroß, und mein langer Wuchs, fast 180 cm, ging auf die Hirschischen Vorfahren zurück. Sie war ebenfalls schon aus Berlin, verbrachte aber mehrere Jahre ihrer Kindheit in kleinen Städten wie Seesen, nicht weit vom Harz, und in Leobschütz in Schlesien, wo ihr Vater als Hausvater und Waisenvater in zwei jüdischen Institutionen arbeitete. Später kam er mit seiner Familie nach Berlin

zurück und nahm den Kaufmannsberuf wieder auf. Er hatte noch lebhaftes jüdisches Interesse und in den achtziger oder neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Schulstraße in Charlottenburg, wo er wohnte, auch eine kleine liberale Synagoge mitgegründet. Da meine Großväter starben, als ich erst drei beziehungsweise sechs Jahre alt war, habe ich nur gerade noch eine physiognomische Erinnerung an sie, während ich die Großmütter noch bis in mein zehntes und elftes Lebensjahr alle vierzehn Tage besuchen mußte und so eine genaue Erinnerung an diese beiden, damals unendlich alt auf mich wirkenden Mütterchen bewahre. Die Großmutter Amalie Scholem, die ziemlich nahe von uns wohnte, hatte den Ruf eines energischen und entschiedenen Charakters. Sie war auch zu Lebzeiten ihres sehr gut aussehenden, aber schwachen Mannes die absolute Herrscherin im Haus und im Geschäft. Bis zuletzt war sie von äußerster Sparsamkeit. Vor jedem Besuch wurde uns nachdrücklich eingeschärft, niemals Süßigkeiten oder Früchte, die sie etwa anbieten würde, anzunehmen, da sie dergleichen, was ihre vier Söhne bei ihren Besuchen mitbrachten, so lange aufzubewahren pflegte, bis es verschimmelte. Da ich von früh auf eine »Süßschnauze« war, erinnere ich mich noch lebhaft der Enttäuschung angesichts der halbverschimmelten Pralinés. Immerhin bestand der Trost, daß sie mir beim Abschied stets fünf, ja manchmal sogar zehn Pfennig schenkte, die ich alsbald bei dem ihrem Wohnzimmer gegenüberliegenden Schokoladengeschäft sachgemäß anlegte, sei es in einer Eisportion zwischen zwei Waffeln, sei es in

Abbildungen



Vater Arthur Scholem, 1863–1925



Mutter Betty Scholem, 1866–1946, Photo des Ölgemäldes,
ca. 1913–1914